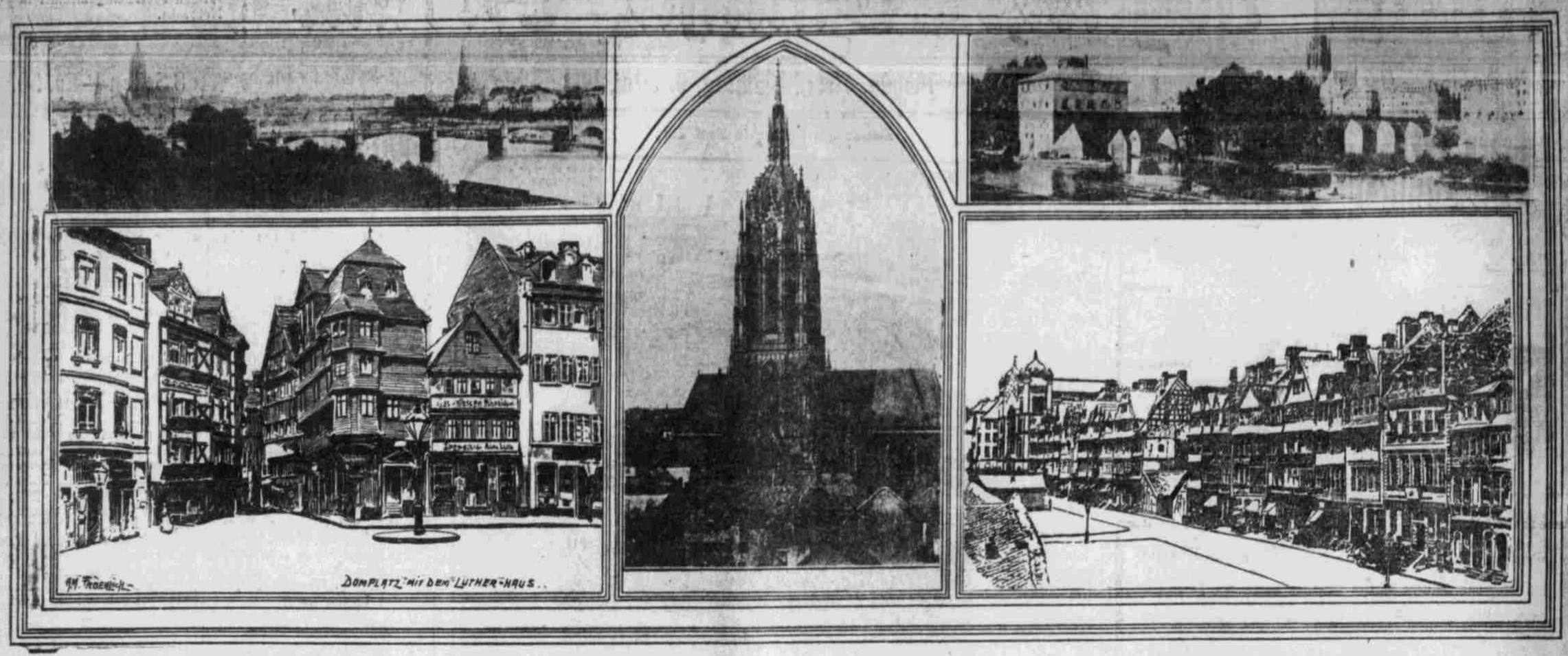
Frankfurt am Main, die alte Krönungsstadt der deutschen Kaiser.



Frankfurt von der neuen Brücke aus gesehen.
Domplatz mit dem Lutherhaus.

Der Dom.

Die alte Mainbrücke und Sachsenhausen.
Die alte Judengasse vor dem Abbruch.

Der Römer und der Dom, das sind die Wahrzeichen der alten Krönungsstadt; um die dicht beieinander gelegenen beiden alten Bauten gruppirt sich das mit liebevoller Sorgfalt erhaltene Alt-Frankfurt. Der Dom, die ehemalige Wahl- und seit 1562 Krönungskirche der deutschen Kaiser wurde 852 von Kaiser Ludwig dem Deutschen gestiftet und wiederholt um- und ausgebaut. Am 15. August 1867 zerstörte ein Feuer die niemals ganz vollendete Kirche und erst beim Wiederaufbau, wurde der Dom nach den Plänen des Thurmmeisters Hans von Ingelheim (Ende des 15. Jahrhunderts) vollendet. Wenn der Frankfurter Dom auch als Bauwerk nicht mit dem Kölner oder Straßburger konkurriren kann, zählt er doch zu den schönsten Kirchen am Rhein.

Der Dombrand veranlaßte Friedrich Stoltze, dessen Geburtshaus — der Rebstock — ganz nahe beim Dom stand, zu einem seiner innigsten Gedichte, von dem wir hier nur die Schlußverse wiedergeben wollen:

O Schreckensnacht! Ich habb empor
Gestarrt, zu Tod erschrocke;
Es licht merr immer noch im Ohr
Der Geblaut von de Glocke:
Sie sang: in der Flamme drei
Ihr letzte bange Strophe;
Wir stehe die drei Männer ei
Im feuerige Ofe.
Ar als se schmolze, Stick um Stick
Grummer in de Glutbe,
Wie war's, als obbei mei Jugendglick
Mir aus dem Herze blutt;
Mir war's, als ob mei Kinnerzeit
Mit allem Klang un Schimmer
Un ihrer ganze Seligkeit
Zerfalle obbei in Trimmer.

Aber aus der Asche ist der Frankfurter Dom in neuer, eindrucksvollerer Schönheit erstanden und ragt als Stein gewordenes Ruhmeslied über die Stadt. Unweit des Domes liegt als Erinnerung an das düstere Mittelalter die alte Judengasse, von der außer einem einzigen Hause nichts mehr geblieben, nicht einmal der Name — sie heißt jetzt Börnestraße. Das mit hohen Mauern umschlossene Ghetto, dessen drei Thore während der Nacht und an christlichen Feiertagen geschlossen gehalten werden mußten, tot in seiner Enge mit den schmalen hohen Häusern einen unheimlichen Eindruck. Und in dieser Zwingburg der Unduldsamkeit wurden zwei Männer geboren, deren sich Frankfurt mit Stolz rühmt: Ludwig Börne, der geistreiche, boshafte Publizist, der in der Reaktionszeit mit ehrlicher glühender Vaterlandsliebe für ein freies einiges Deutschland kämpfte und dafür in der Fremde Zuflucht suchen mußte; Meyer Anselm Rothschild, der Begründer der Familie Rothschild, der mit Lebensgefahr das Vermögen seines angestammten Landesfürsten vor dem ersten Napoleon rettete. Das Börnehaus ist mit den anderen alten Häusern der Judengasse niedergelegt worden; das Rothschildhaus, in welchem die Stammmutter bis zu ihrem Tode (sie starb 1849 im 96. Lebensjahr) wohnte, wurde von den Söhnen Stein für Stein abgetragen und auf derselben Stelle Stein für Stein wieder aufgebaut — das ist alles, was vom Ghetto geblieben ist.

Zwischen Frankfurt und dem gegenüberliegenden Sachsenhausen wölben sich sieben Brücken über den Main, darunter die alte Steinbrücke mit dem Steinmonument Karls des Großen und dem goldenen Hahn knüpft sich die Sage, daß der Baumeister der Brücke dem Bösen für seine Hülfe beim Bau das erste lebende Wesen gelobt hat, welches die Brücke passire; als sie nun fertig war und der Böse auf der Sachsenhäuser Seite auf sein Opfer wartete, jagte der schlaue Baumeister — einen Hahn über die Brücke und mit dem fuhr der Teufel wüthend ab. Ein neuer und Stoltze ebenbürtiger Lokaldichter Karl Ettlinger, der „alte Frankfurter" der „Jugend" hat dem Rebbelweigesegneten Sachsenhausen eines seiner besten Gedichte gewidmet:

Bei Frankfort leibt e flädner Hiegel,
Net hocher wie der Moorgeschlieger,
Des is der Sachsehäuser Berg.
Des Ding mißt noch kähn jehn Worte
Un ghat der doch die Schwabt berichte
Mit Rebbel, Quetsche un Lotwerig.
Zum Frühjohr, wann die Obstbäum bliehe,

Da dhut mer uff de Hiegel ziehe
Un hör entzückt de Vögel zu.
Un rings die Blumme uff de Wiese,
Wie lieblich dhun die Leser schriebe
Bis dinne uff der Gödderuh.

Un schätter, wann die Aebbel reife,
Da dhu ich nach mei'm Schbecke greife,
Un nig nix naus un diegschlabbt.
Ich seh am Haam die Aepfel glänze,
Ich halt's net aus: ich muß dähn schbenze
Un wann mich äbb der Ejrtschig dabbt.

Im Winter nor, da is er mäßig,
Da is er fahl, es werd ei'm doddig,
Die Sehnsucht schleicht in's Hertze net;
Da dhu ich an de Fehbling denke
Zum „Sickwerz-Philipp" dhu ich lenke
Den Schritt — un drink ech Aebbelwei!

In Irland befehden die Militanten den Sir Edward Carson mit der Brandfackel. Also „Arson und Carson" ist das Feldgeschrei.

Wie der Kanzlist Trockner die „dicke Resi" bekam

Humoreske von Jos. Fidermuc.

„Ihr wollt die Geschichte wissen, wie er sie bekam? Meinetwegen. Ich war ja auch einer von den Gefoppten, nicht von ihr, aber von ihm. Macht aber Eure Löffeln auf; denn ich erzähl's nur Euch, aber nicht dem ganzen Wirthshaus," sagte der dicke, urwüchsige Oberförster am Stammtisch. „Alsdann:

Der reiche Müller Böse bei B. hatte eine Tochter, die „dicke Resi", so hieß sie. Sie war aber, bitte, noch jung, nicht übel, nur ein wenig zu gut genährt. Das macht schließlich nichts, wenn man damit bloß zeigen will, daß man reich sei. Die Resi war auch bekannt als resolut oder, wie man sagt, „handig". Nun gut. Es giebt Männer, junge und alte, reiche und arme, auf die so was anziehend wirkt, die ein Magnet. Zu diesen Männern, oder sagen wir in diesem Falle nur „Männchen", gehörte der Kanzlist Trockner. Also damit ich es gleich sage, dieser Kanzlist der zehnten Rangklasse, Franz Xaver Trockner, beim kaiserlich königlichen städtisch delegirten Bezirksgerichte zu B. hielt um die „dicke Resi" an und bekam von ihr — denkt Euch — einen Korb! „Herr Trockner," sagte sie lachend, „Sie sind mir halt doch ein bischen ein zu schwach's Mandl."

„So was! Deshalb, weil der Trockner arm und mager und sie reich und dick war, deshalb müsse sie ihn gerade nicht abweisen, war er ja ein k. k. Staatsbeamter und könnte sich denn die Resi einen solchen nicht in eine höhere Rangsklasse auffüttern? fragte sich verwundert die Leute. Der tief gekränkte Kanzlist schwor daher bittere Rache, gab jedoch den Gedanken einer Eroberung der dicken Resi nicht auf. Und es fiel ihm nach mehrtägigen und langnächtigen Grübeln endlich ein, daß sich mit der Kanzlistenfeder auch was anderes schreiben lasse als Gerichtsakten. Nächsten Monat war Bäckermeisterball in B., welchen der reiche Müller Böse mit seiner Tochter Resi geschäftshalber alljährlich zu besuchen pflegte. Das wußte Herr Trockner. Also machte er sich an sein Schreibwerk.

Drei Wochen vor dem Balle erschien in der viel gelesenen „Tageszeitung", welche der Müller Böse nicht hielt, an passender Stelle nachstehendes Inserat: „Eine sehr korpulente junge Dame vom Lande, des Landlebens müde, mit einer baaren Mitgift von 100,000 Kronen, wünscht sich mit einem ebenso korpulenten Stadtherrn zu verehelichen. Vermögen nicht beansprucht. Anträge unter „Stadtleben" poste restante Hauptpost."

Acht Tage darauf wurden bei der Hauptpost 38 Postrestante-Briefe unter „Stadtleben" abgeholt und einen Tag nachher gingen 38 Antwortschreiben ab mit folgendem Inhalt:

„Sehr angenehm. Bitte um kommenden Bäckermeister-Ball rechtzeitig nach dem Sitzplatze der „reichen Müllerstochter Frl. Resi" zu fragen. Das genügt. Jeder der Herren Ball-Arrangeure ertheilt Ihnen bereitwilligst Auskunft. Dann nähere Aussprache."

Am angesagten Ballabend schüttelte der Ballwirth verwundert den Kopf. So viel dicke, schon sehr dicke Herren hatte er in seinen Lokalitäten noch nicht beisammen gehabt. „Muß es den Bäckermeistern doch gut gehen" sagte er sich. Die Ballarrangeure, fesche Bäckermeistersöhne, wurden beinahe platt gedrückt von all den feisten Runden, die eine nach der andern diskret nach dem Sitze der „reichen Müllerstochter Frl. Resi" forschten. „Dort, bitte, die starke junge Dame in der Nische des Fensters, eine Verwechslung nicht möglich, es ist nur eine solche Dame hier" antworteten sie vielsagend und lächelnd und wichen schnell zur Seite, um nicht von der wabbelnden Tonne zerquetscht zu werden. Es bildete sich allmählich eine schwerwiegende Herren-Kolonne im Ballsaale und passirte — Augen rechts — in verschiedenen schleifenden Gangarten Revue vor der nichts ahnenden „dicken Resi" dort in der Fensternische.

Der auf dem Bäckermeisterballe selbstverständlich auch erschienene Kanzlist Trockner stand in seiner Staatsbeamten-Uniform in einem Winkel des Saales und beobachtete wie Meister Reineke sein angelocktes Wild, das auf den katastrophalen Augenblick, bis es den fetten Köder anbeißen wird. Da löste sich eine wandelnde kurzfüßige runde Tonne von der Kolonne ab und schleifte sich graziös vor die bewußte Fensternische, dieselbe mit ihrem Umfange hermetisch verschließend. Sofort kam argwöhnisch die ganze übrige Kolonne angekugelt um einzeln ihr „verbriefstes" Anrecht geltend zu machen, stieß jedoch an den rückwärtigen Theil der im Rahmen der Nische bereits verstauten Tonne männlicher Schönheit! Die Musik spielte, der Tanz begann — aber mit Hindernissen; denn ein dicker Wall breit betrachter Herren stand um die Fensternische und die Tänzer prallten an diesen Polstern ab wie Billardbälle.

Da überschrie eine zornige weibliche Stimme die Töne des Walzers: „Was? Ich hab' Sie herbestellt? Jetzt aber werd' ich saugrob. Platz! Lassen's mich 'naus! Nicht? So, da haben's Sie Pfunzen „eine" und da haben's die „zweite". — Und zweimal klatschte es durch den Saal. Alles eilte zur Stelle. Die Musik verstummte. —

Da bahnte sich der auf diesen Augenblick lauernde Fuchs vom Kanzlisten, der dünne Trockner in seiner imponirenden Staatsuniform der X. Rangklasse, den Degen an die Seite gedrückt, einen Weg durch die Blockade-Lücken bis zur „handig" gewordenen Resi und vor deren fuchtelnden Händen blinzelnd, schrie er wie ein Held, der eine Barrikade erstürmt: „Hat Sie Jemand beleidigt, Fräulein Resi? Mein Degen steht zu Ihrem Schutze. Wer wagt es? — Bitte, hier mein Arm, ich führe Sie zu Ihrem Herrn Vater."

Die Blockade rollte sich auf und aus der belagerten Nische brach sich Bahn das ungleiche Paar, sie wie eine Walküre, er wie ein spanisches Rohr gebogen durch die Wucht des Walkürenarmes, und die witzelnden Ballgäste machten Spalier.

„So eine Gemeinheit, mir in's Gesicht zu sagen, daß ich alle die „Dicken" herbestellt habe. So was! Na, wann ich den erwisch, der sich den Spaß erlaubt hat, ich sag' Ihnen Herr Trockner, meiner Seel', ich bring ihn um!" rief die aufgeregte Resi. Den schuldigen Kanzlisten fröstelte es wohl bei diesen Worten, doch er „forcht" sich nicht mehr; denn er wußte, daß er seinen fetten Brocken sicher habe. Die genafte Herren-Korpulenz verschwand und das „schwach's Mandl" durfte an Resi's runder Seite bleiben. Die „schneidige" Art seines Auftretens in „dickster" Gefahr drang durch alle ihre Schichten bis in ihr warmes Herz. — Sie nahm sich den Trockner vorläufig in ihre Kost und als er aufgefüttert aus der X. Rangsklasse in die XI. kam, ging sie mit ihm in die Stadt als Frau Grundbuchsführerin.

„Da habt Ihr die Geschichte vom „dünnen Trockner" und der „dicken Resi", die mich noch heute ärgert," schloß der Oberförster fuchsteufelwild.

Massenaustritt aus ungarischem Landeskasino.

Wegen des Konflikts im Landeskasino zu Budapest, der, wie von unserem Spezialkabel gemeldet, im Zusammenhang steht mit den Ehrenhändeln zwischen Offizieren der Parlamentswache und Abgeordneten sprach der Kasinopräsident Weterle beim Korpskommandeur vor. Er wollte erfahren, ob militärischerseits auf die Haltung der Offiziere ein Einfluß ausgeübt würde. Auf Grund dieser Besprechung wurde im Kasino die Konferenz abgehalten, in der Weterle mittheilte, daß nach der Auffassung des Korpskommandeurs die Offiziere nicht Mitglieder des Kasinos bleiben können. Die von militärischer Seite in den Ehrenaffären veröffentlichten Ehrenerklärungen disqualifizirten die Haltung eines Teiles der Sekundanten aus dem Zivilstande. Demzufolge müßten entweder die Zivil- oder die Militärmitglieder aus dem Kasino austreten. Hierzu ergriffen mehrere Kasinomitglieder das Wort und erklärten, es gebe keinen Unterschied zwischen der Zivil- und der Militärehre. Infolge dieser Stellungnahme können die Offiziere nicht mehr im Verbande des Kasinos bleiben. Weder Beniczky und Zlinsky, die in der ersten Affäre sekundirten, noch zwei vom Generalkommando abgesandte Generale wollten ein Kompromiß schließen. Ein Mitglied des Kasinos erklärte, das Korpskommando wolle zur Regelung der Angelegenheit eine Verordnung an die Offiziere richten, doch versprach er, daß diese einige Tage aufgeschoben werden würde, um zu Einigungsversuchen Zeit zu gewinnen. Da das Kasino etwa fünf- bis sechshundert Mitglieder hat, die theils aktive, theils Reserveoffiziere sind, werde der Austritt der Offiziere das Kasino in eine schwierige Lage bringen. Angeblich soll der Landesvertheidigungsminister Hazai, der nach Wien gereist ist, mit dem Kriegsminister auch diese Angelegenheit besprechen.

Die Preisarbeit.

Skizze von **Adolf Stark.**

Der Schwarm der Gratulanten, die erschienen waren, um Professor Kretzer zu seinem 25jährigen Jubiläum als Lehrer an der Universität, als Leuchte der Wissenschaft ihre Glückwünsche darzubringen, hatte sich verlaufen. Niemand war zurückgeblieben als Dr. Kisling, der beste Freund des Gefeierten, eine Freundschaft, die — in den Tagen der Jugend geknüpft — die Stürme des Lebens überdauert und sich, befestigter als je, bis an die Schwelle des Greisenalters bewährt hatte.

Während im Nebenzimmer bereits die Lohndiener und Aufwaschfrauen dabei waren, unter Leitung der Haushälterin, Frau Susanne, die Spuren des Festtages zu verwischen und dem Alltag auch äußerlich zu seinem Rechte zu verhelfen, saßen die beiden im Arbeitszimmer bei einer Flasche Wein und sprachen über den Verlauf des Festes. Eigentlich war es nur Dr. Kisling, der redete. Der Jubilar selbst verhielt sich so schweigsam, daß es schließlich sogar dem Freunde auffallen mußte.

„Was hast Du nur, Paul? Hat Dich die Geschichte so angestrengt? Das würde mich wundern. Denn trotz der 25, die man heute feierte, bist Du körperlich und geistig regsamer und ausdauernder, als irgend einer der Jungen. Oder spürst Du ein Nachlassen?"

Es war etwas wie bange Furcht in den letzten Worten. Der Arzt hegte, ohne es zu zeigen, stets eine Besorgnis um die Gesundheit des Freundes, der sich seiner Meinung nach zuviel zutraute. Die Arbeitskraft Professor Kretzers war ungeheuer, aber die Erfolge entsprachen auch dieser Anstrengung.

Kretzer schüttelte das Haupt. „Das ist es nicht. Aber eine Frage ist es, die mich beschäftigt und die ich nicht zu lösen vermag, eine Frage, die sich mir heute schärfer als je aufdrängte. Freilich, sie ist nicht erst heute entstanden, sie verfolgt mich schon, seit ich Professor wurde, also Jahre. Aber bisweilen gelang es mir, die fragende Stimme durch Arbeit zu übertäuben. Heute spricht sie lauter denn je: „Hast Du all diese Ehren wirklich verdient? Bist Du wirklich ein hervorragendes Glied der Gesellschaft, bist Du nicht vielmehr ein Betrüger, ein Dieb?

„Nur ein wenig Geduld noch, lieber Max, und Du sollst erfahren, wie es kommt, daß derartige Gedanken überhaupt in mir aufsteigen können. Es ist das düsterste Kapitel meines Lebens, das ich jetzt aus dem Dunkel der Vergangenheit, aber nicht der Vergessenheit, denn keinen Augenblick habe ich daran vergessen, hervorhole. Vielleicht hätte ich schon längst Dir, meinem besten Freunde, beichten sollen. Vielleicht, nein, gewiß sogar. Ich bin überzeugt, daß die Beichte mir wohlthun wird. Aber trotzdem habe ich mich nie dazu entschließen können. Im letzten Augenblick verschloß mir immer wieder etwas den Mund: Nenne es Scham oder Angst oder wie Du sonst willst. Aber es war stärker als der Drang, mich mitzutheilen, stärker als der Wunsch, das Geschehene einer treuen Freundesbrust anzuvertrauen. Heute ist dies Etwas zwar nicht geschwunden, aber es ist nicht mehr stark genug, mir den Mund zu verschließen. Also höre:

„Erinnerst Du Dich noch an Walter Immergut? Nicht? Du hast ihn wohl auch nur flüchtig gekannt. Er war vor etwa 27, 28 Jahren mein engerer Kollege: ein hoch aufgeschossener, schüchterner, lintischer Mensch mit nichtssagendem Gesicht, der allgemein für ziemlich beschränkt galt. Nur manchmal, wenn er sich in den Streit der Geister mischte, was selten genug geschah, wenn er seine Schüchternheit überwand, zeigte er eine so originelle Auffassung der verschiedensten Probleme, eine so tiefe Kenntnis der ganzen Materie, daß alle verwundert lauschten. Das aber brachte ihn regelmäßig in Verwirrung. Er begann zu stottern, verlor den Faden, wirrte sich ein, und die glänzend begonnene Rede endete stets mit einem Fiasko.

„Eine gelehrte Gesellschaft hatte um jene Zeit eine Preisfrage gestellt, die in unser Fach einschlug und uns alle aufs lebhafteste beschäftigte, nicht nur wegen des ziemlich hohen Betrages, der dem Preisträger zufallen mußte, sondern mehr noch deshalb, weil die Gewinnung des Preises gleichbedeutend war mit einer Anerkennung der Fähigkeit, denn als Preisrichter fungirten die ersten Kapazitäten unseres Faches. Weil also der Gewinner nicht nur Gold ernten mußte, sondern auch Ruhm, auch sichere Anwartschaft auf eine rasche und glänzende Karriere.

„Ein Jahr lang arbeitete ich eifrig und als der Termin herankückte, war ich so ziemlich fertig. Meine Arbeit war freilich nicht das Meisterwerk, als das sie mir damals erschien — das sehe ich heute mit dem gereiften Blick des Alters, mit der durch die lange Reihe von verflossenen Jahren gewonnenen Objektivität —, aber es war immerhin eine recht fleißige Arbeit und ich brauche mich ihrer auch heute nicht zu schämen.

„Wenige Tage vor dem Termin erhielt ich von Immergut einen Brief mit der Bitte, ihn zu besuchen. Er sei krank und könne nicht ausgehen. Erst bei Erhalt des Schreibens fiel es mir auf, daß ich ihn seit einer Reihe von Tagen nicht gesehen hatte.

„Ich fand einen Sterbenden. Ich hätte es auch gewußt, selbst wenn der Arzt es mir nicht bestätigt hätte. Für jeden, der ihn sah, war es klar, daß der Tod diesem Menschen seinen Stempel unauslöschbar aufgedrückt hatte. Nur er selbst ahnte nichts davon. Hoffnungsfreudig plauderte er von der Zukunft. Erst jetzt erfuhr ich, daß auch er an der Lösung der Preisaufgabe gearbeitet hatte. Die Arbeit lag fix und fertig in seinem Schreibtisch. Deshalb hatte er mich auch hergebeten. Er bat mich, das Manuskript zu expediren, und — wie es die Vorschrift verlangte — einen geschlossenen, das gleiche Motto tragenden Umschlag mit seiner Karte beizulegen. Ich versprach es und war froh, als ich das Krankenzimmer wieder hinter mir hatte.

„Es ist eine begreifliche und verzeihliche Neugier, daß ich noch am selben Abend, ehe ich die Arbeit Immerguts absandte, sie durchlas. Immergut hatte mir das auch nicht verboten. Die Wirkung der Lektüre war eine niederschmetternde. Ich sah es ein, daß neben diesen geistreichen und allseitigen Ausführungen meine Schrift wie eine Schülerarbeit erscheinen müsse. Am liebsten hätte ich meine Arbeit gar nicht abgesandt. Aber das ging nicht mehr an, schon mit Rücksicht auf die Eltern und die Freunde nicht, die von meiner Absicht wußten, um den Preis zu kämpfen.

„Ich verpackte die beiden Manuskripte, legte jedem den Umschlag bei, der außen das gleiche Motto wie die Arbeit trug und den Namen des Verfassers enthielt, und trug die zwei Packete zur Post. Als ich am nächsten Tage zu Immergut kam, um ihn davon zu verständigen, daß ich seinen Auftrag ausgeführt hätte, erkannte er mich nicht mehr. Wenige Tage darauf starb er, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben.

„Allmählich legte sich mein Kummer um die verlorene Hoffnung. Ich bin offenherzig genug, einzugestehen, daß der Tod Immerguts dazu beigetragen hatte, diesen Kummer zu lindern. Man ist gewiß kein schlechter Mensch, wenn man einen todten Rivalen lieber hat, als einen lebendigen.

„Der Tag der Entscheidung kam. Ich war wie vom Blitz getroffen, als ich erfuhr, daß meine Arbeit den ersten Preis bekommen habe. Das Manuskript Immerguts wurde als das nächstbeste lobend anerkannt.

„Als die erste Verblüffung vorüber war, erwachte der Stolz und das Selbstbewußtsein. Ich sagte mir, daß ein unberechtigter Zweifel am eigenen Werk, wie er ja nicht nur den Künstler, sondern auch den Gelehrten oft befällt, mein Urtheil damals getrübt haben müsse. Jedenfalls war das Preisrichterkollegium maßgebender im Urtheil, als ich.

„Die Arbeit sollte gedruckt werden, doch verzog sich ihr Erscheinen durch Nebenumstände. Inzwischen wirkte der gewonnene Preis. Ich wurde als Privatdozent zugelassen, und wenige Wochen später fragte das Professorenkollegium einer auswärtigen Universität bei mir an, ob ich geneigt sein würde, im nächsten Jahre, wenn der derzeitige Inhaber der Professur wegen hohen Alters zurücktrete, eine Berufung anzunehmen. Mit einem Schlage waren mir alle Wege geebnet.

„Da brachte die Post die ersten Korrekturbogen. Ich las die Arbeit, und schon bei den Anfangszeilen erstarrte mein Blut vor Schrecken. Das war nicht mein Werk, was mir da zugeschickt wurde, das war die Arbeit Immerguts!

„Ich überlegte, wie die Verwechslung zustande gekommen sein könne und kam zu dem Resultat, daß ich irrthümlich meine Adresse in das Kouvert gelegt haben müsse, welches das Motto von Immerguts Arbeit trug. So wurde ich als der Verfasser betrachtet. Die zweitbeste Arbeit war meine eigene.

„Erlaß mir die Schilderung der Seelenkämpfe, die ich damals durchmachte. Mein Verstand sagte mir, es sei das beste, alles zu lassen, wie der Zufall oder das Schicksal es gefügt hatten. Der Verfasser selbst war todt, seinen Angehörigen, wenn er überhaupt welche hatte, mußte die lobende Anerkennung fast gleichwerthig mit dem ersten Preise sein, um so mehr, als die Familie sehr reich war, und der Geldpreis keine Rolle spielte. Ich selbst aber mußte durch Enthüllung der Wahrheit nicht nur von der Höhe hinabgeworfen werden, mußte nicht nur die Hoffnung auf das Fortkommen begraben, ich wurde möglicherweise noch das Ziel gehässiger Angriffe und Verleumdungen. An Neidern fehlte es mir begreiflicherweise nicht. Sie würden es sich wohl nicht haben entgehen lassen, Zweifel in die Welt zu setzen, ob die Verwechslung wirklich nur eine rein zufällige gewesen sei.

„So sprach mein Verstand. Mein Gewissen, mein Gefühl forderte die Enthüllung der Wahrheit. Ich kämpfte lange und die Wahrheit unterlag. Ich habe geschwiegen.

„Durch ein Leben voll Arbeit habe ich mich bemüht, mich der Stellung würdig zu weisen, die ich sozusagen erschlichen hatte. Es scheint mir, als wäre dies Bemühen nicht umsonst gewesen. Aber trotzdem wäre es mir lieber, ich hätte damals die Wahrheit gesagt. Vielleicht wäre ich heute nicht der berühmte Gelehrte, aber das eine weiß ich: Mein Leben wäre trotz aller Enttäuschungen ein glücklicheres gewesen, als es in Wirklichkeit war."

Das Ende eines Fremdenlegionärs.

Von einem früheren Fremdenlegionär aus Nürnberg erhält die Nürnberger Zeitung eine Zuschrift, in der es heißt: „Am 14. Februar d. J. ging die Nachricht durch die algerischen Blätter, daß in Oran ein Zwangsträfling der Fremdenlegion in Civilkleidern mit eingeschlagenem Schädel todt aufgefunden wurde. Die Identität konnte angeblich nicht festgestellt werden, da man bei der Leiche keinerlei Papiere fand. Der Fall hat sich jedoch folgendermaßen zugetragen: Der Ermordete war Wilhelm Rubnick aus Breslau. Der junge Mensch wurde im Alter von 18 Jahren von Luxemburg aus, wo er in Stellung war, zum Eintritt in die Fremdenlegion verführt. Im Jahre 1911 desertirte er mit anderen Deutschen, wurde jedoch eingefangen und zu acht Jahren Zwangsarbeit verurtheilt. Durch Deutsche, denen es gelungen war, aus der Fremdenlegion zu entfliehen, wurde das Schicksal des Rubnick mir bekannt. Auf eigene Gefahr begab ich mich nach Algerien, um Rubnick gewaltsam von seinem Elend zu befreien. Tief im Innern des Cedernwaldes im Djebel-Aurès gelang es mir mit fremder Hilfe und durch Bestechung, Rubnick zu entführen, und zwar am 6. Februar d. J. Ueber Algier wollten wir mit einem einem deutschen Schiff am 12. Februar nach Deutschland fahren. Leider verpaßten wir das Schiff und mußten einen anderen Weg über Tunis einschlagen. Mein Schützling entschlüpfte mir in geistiger Umnachtung nach Oran. Dort wurde er aufgegriffen und kurzerhand niedergemacht. Ich mußte infolge dieser Entdeckung fliehen. Nach vier Tagen erreichte ich Tunis, wo ich mit deutscher Hilfe glücklich nach Palermo gelangte. Es glückte mir, über das elende Leben der weißen Sklaven in der Fremdenlegion 120 photographische Aufnahmen zu machen und in Sicherheit zu bringen."